



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

■ **Martin Nonhoff / Frieder Vogelmann**

Die Normalisierungsmacht von Einkommensteuern.

Eine Analyse der Einführung der Reichseinkommensteuer 1919/1920

■ **Oliver Kühschelm**

Leider (k)ein Traumpaar. Kritische Linguistik und historische Diskursanalyse

■ **Tomas Marttila / Vincent Gengnagel**

Post-Foundational Discourse Analysis and the Impasses of Critical Inquiry

■ **Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert /
Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver**

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen

Inhaltsverzeichnis

Willy Viehöver / Reiner Keller / Werner Schneider

Editorial 2

Themenbeiträge

Martin Nonhoff / Frieder Vogelmann

Die Normalisierungsmacht von Einkommensteuern.

Eine Analyse der Einführung der Reichseinkommensteuer 1919/1920 5

Oliver Kühschelm

Leider (k)ein Traumpaar. Kritische Linguistik und historische Diskursanalyse 29

Tomas Marttila / Vincent Gengnagel

Post-Foundational Discourse Analysis and the Impasses of Critical Inquiry 52

Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider

Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen 70

Obituary/Nachruf

Udo Göttlich

Stuart Hall (1932 – 2014) – Ein Nachruf 87

Review

Jürgen Spitzmüller

Angermüller, J. / Maingueneau, D. / Wodak, R. (Hrsg.) (2014):

The Discourse Studies Reader. Main Currents in Theory and Analysis. 95

Bericht

4. Jahrestagung des Tagungsnetzwerks ›Diskurs – interdisziplinär‹

in Verbindung mit dem 14. Treffen von ›DiskursNetz‹ 100

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen

Ende der 1990er Jahre hatten die (heutigen) Herausgeber der *Zeitschrift für Diskursforschung* zusammen mit einigen weiteren Kolleginnen und Kollegen begonnen, an der Universität Augsburg interdisziplinäre Tagungen zu veranstalten, die sich inhaltlich mit Fragen der Theorie, Methodologie und den Methoden der Diskursforschung befassen. Diese Tagungen stießen auf ein sehr breites Interesse. Unter den von Beginn an deutlich mehr als hundert TeilnehmerInnen war zudem ein breites Spektrum an Disziplinen vertreten, das bspw. Erziehungswissenschaft, Geschichtswissenschaft, Kritische Diskursanalyse, Politikwissenschaft, Soziologie und Sprachwissenschaft umfasste. Die 2001 und 2003 erstmals erschienenen und seit dem in mehreren erweiterten Neuauflagen publizierten Teilbände des Handbuches *Sozialwissenschaftliche Diskursforschung*,¹ in denen die verschiedenen Disziplinen vertreten sind, enthielten Beiträge, welche darauf zielten, Diskursforschung in den und über die Einzeldisziplinen hinweg als Forschungsperspektive zu etablieren.

Im Zusammenhang der aus diesen (und auch anderen) Initiativen heraus entstandenen Arbeitskontakte entstand im Augsburger *Arbeitskreis Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse* 2009 die Idee, in einem kleinen Kreis ein interdisziplinäres Gespräch zu führen und aufzuzeichnen, das zum einen die verschiedenen Wege der Teilnehmenden in die Diskursforschung klären sollte, zum anderen auch auf die Diskussion von Gemeinsamkeiten und Unterschieden theoretischer, methodologischer und methodischer, aber auch disziplinärer Art zielte. Dazu trafen sich im Oktober 2009 in Augsburg die Soziologen *Reiner Keller* (damals Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, heute Universität Augsburg), *Werner Schneider* (Universität Augsburg) und *Willy Viehöver* (Universität Augsburg) aus dem Kreis der Augsburger Diskursforschungsgruppe mit dem Geschichtswissenschaftler *Achim Landwehr* (Universität Düsseldorf) und den Sprachwissenschaftlern *Wolf-Andreas Liebert* (Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz) sowie *Jürgen Spitzmüller* (damals Universität Zürich, heute Universität Wien).² Der ebenfalls eingeladene Wiener Historiker *Franz Eder* musste krankheitsbedingt kurzfristig absagen. Insgesamt war die Zahl der Teilnehmenden klein gehalten, um ein direktes und offenes Gespräch zu ermöglichen.³

1 Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver (2011a, 2011b).

2 Biographische Angaben zu den Diskussionsteilnehmern am Ende des Beitrags.

3 Alle Beteiligten haben umfangreich zu Fragen der Diskursforschung publiziert; siehe dazu die Angaben im Literaturverzeichnis des Beitrages.

Aus verschiedenen Gründen hat sich die Veröffentlichung dieser über einen Tag laufenden Diskussion verzögert. Sie erscheint nun endlich in mehreren Teilen in der *Zeitschrift für Diskursforschung*. Dazu wurden die damaligen Diskussionsbeiträge von den Diskutierenden im Herbst 2014 überarbeitet und aktualisiert.⁴ Es handelt sich im Ergebnis – so hoffen zumindest alle Beteiligten – um eine Diskussion nach wie vor aktueller bzw. virulenter Fragen zwischen Ansätzen und Disziplinen, die zudem einige Hintergründe der jeweiligen Entwicklungen beleuchtet.

Reiner Keller, Januar 2015

Erster Teil: Biographischer Zugang

Werner Schneider: Während meines Studiums an der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) in den 1980ern – Soziologie, Psychologie und Pädagogik – habe ich nicht unmittelbar mit Foucault oder dem Diskursbegriff gearbeitet, sondern lediglich in Seminaren das ein oder andere an Texten nebenbei mitbekommen (insbesondere in der Sozialpsychologie). Gleich nach dem Studium fing ich im Jahr 1989 damit an, mich intensiver mit der Thematik des Zusammenhangs von Sprache und Wirklichkeit zu beschäftigen, indem ich einen Vergleich zwischen Dell H. Hymes (1962) *Ethnographie des Sprechens* und Foucaults Diskursbegriff versucht habe. Hier spielte einerseits das Interesse an der Kulturanthropologie eine Rolle sowie andererseits meine soziologische ›Theorie-Sozialisation‹ während des Studiums, die um Verstehende Soziologie und Theorie der Symbolischen Interaktion kreiste. Obwohl mir diese Vergleichsperspektive zwischen kulturanthropologisch orientierter Linguistik, die Sprechen als gesellschaftliche Praxis zu fassen sucht, und Foucault damals interessant erschien, muss ich aus heutiger Sicht sagen, dass dabei für mich nicht viel rausgekommen ist. Aber zumindest so viel, dass ich von da aus angefangen habe, Foucault umfassender zu lesen und dann ab 1993 erstmal für mich versuchte, Wissenssoziologie, kulturtheoretische Perspektiven und die Diskursperspektive zusammenzubringen, indem ich in meiner Dissertation den Diskurs der Familiensoziologie zu Familienkonflikten aufgearbeitet habe. Das war nicht so angelegt, dass es mir um die theoretische Ausarbeitung einer umfassenden Diskursperspektive für die Soziologie ging, vielmehr war das zunächst Mittel zum Zweck, um gleichsam eine wissenschaftssoziologische Fragestellung zu untersuchen: Welche diskursiven Muster finden sich in der Familiensoziologie bei der Thematisierung von familialen Konflikten? – Und dennoch war dies schon der Versuch, Wissenssoziologie und Diskursperspektive zusammenzudenken; und das zu einer Zeit, in der nach meiner Erinnerung Foucault in der Soziologie noch kaum präsent war. Er wurde damals mit seinen Beiträgen in den Debatten im Rahmen von Kritischer Theorie, Philosophie, Strukturalismus und Poststrukturalismus wahrgenommen, aber im Grunde nicht in der Soziologie – weder in der soziologischen Theorie noch bei empirischen Analysen. Dies war der Hintergrund, der

4 Wir danken Kristina Hartfiel (Düsseldorf), die die Transkription der Aufnahmen vorgenommen hat.

Mitte der 1990er Jahre dazu führte, dass wir – Marten Hajer, Sven Kesselring und ich – am Institut für Soziologie in der Konradstraße (LMU) die Idee zu einem Gesprächskreis hatten, der sich dann mit Reiner Keller, Andreas Hirseland und Willy Viehöver schnell mit Augsburg verband und schließlich dorthin verlagerte – aber dazu kommen wir später vielleicht noch. Dann habe ich Ende der 1990er Jahre meine Habilitation zum Thema *Hirntod und Organtransplantation* (Schneider 1999) als Diskursanalyse geschrieben und dabei intensiver versucht, sowohl den Diskursbegriff zu entfalten als auch den Dispositivbegriff à la Foucault mit einzubauen. Zwar habe ich damals im Zuge der deutschen Transplantationsgesetzgebung der 1990er als empirisches Material die entsprechenden parlamentarischen Debatten diskursanalytisch untersucht, aber in diesem Zusammenhang bereits das Dispositivkonzept im Sinne der empirischen Frage nach dem Wandel des modernen Sterbe-/Todesdispositiv eingesetzt, wenngleich damals für eine intensivere theoretische Ausarbeitung im Rahmen der Habilitationsschrift kein Platz war. Seit her finde ich das Dispositivkonzept theoretisch interessant und analytisch fruchtbar und versuche vor allem, über das Verhältnis von Diskurs- und Dispositivbegriff nachzudenken, nicht nur im Blick auf Foucault, sondern auch darüber hinaus im Kontext von Wissenssoziologie und praxeologischen Ansätzen. Dies gilt vor allem im Hinblick auf die Debatte in der Soziologie, in der es auch um die Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen von Diskursanalysen ging und bis heute geht. Ich simplifiziere jetzt radikal: Bis heute wird der Diskursanalyse zum Teil der Vorwurf gemacht: »Ihr analysiert immer Diskurse *über* etwas und könnt dann aber letztlich nicht sagen, *was* da konkret vor sich geht«. Ob man diesen Vorwurf nun ernst nimmt oder nicht, er ist Richtungsanzeiger hin zu der Frage: Was haben wir in dieser Diskursforschungsperspektive noch für Begriffe und Konzepte, die es wert sind, genauer betrachtet zu werden? Einer dieser Begriffe war und ist für mich der Dispositivbegriff, der bislang immer noch weitgehend unterbelichtet und undiskutiert und aus meiner Sicht theoretisch noch problematischer und diffuser als der Diskursbegriff ist. Einen Beitrag zu einer theoretisch-konzeptionellen Klärung des Dispositivbegriffs habe ich dann in weiteren Arbeiten zusammen mit Andreas Hirseland sowie vor allem auch mit Andrea Bührmann versucht, aber ich stoppe jetzt lieber – vielleicht kommen wir da ja später noch darauf zurück.

Wolf-Andreas Liebert: Wir hatten Ende der 1980er Jahre in Heidelberg eine Arbeitsgruppe mit Rainer Wimmer, Dietrich Busse, Wolfgang Teubert und Fritz Hermanns und haben in der Zeit sehr intensiv über Diskurs und Foucaultsche Diskursbegriffe diskutiert. Das war damals noch eine Zeit, in der es einerseits schon Gesprächsanalysen, andererseits eine sehr ausgeprägte Textlinguistik gab, aber nach dem Text war gewissermaßen Schluss. Man konnte einzelne Texte analysieren, auch Korpora von Texten, aber es gab im Grunde keinen Begriff dafür, was gewissermaßen *zwischen* den Texten passiert. Es gab zwar den strukturalen Begriff der intertextuellen Relation, der zur Verfügung stand. Aber für alles, was über den Text hinausging, gab es kein Konzept. Und als es dann klar war, dass Foucault ein entscheidender Autor sein würde, hat man sich auf ihn konzentriert. 1994 gab es dann den für die Linguistik berühmten Aufsatz von Busse und Teubert »Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt?« (Busse/Teubert 1994), also kann man

überhaupt als Linguist über Diskurs forschen? Die beiden Autoren haben das an die damals existierende Korpuslinguistik angebunden und gesagt: ihr macht zwar alle was mit Korpora, habt aber letztendlich keinen Zugriff auf das, was über den Text hinausgeht und habt auch keine Vorstellung davon, wie die Relationen zwischen den Texten beschaffen sind. Und das war schon eine kleine Wende hin zu einer, wie Dietrich Busse gesagt hat, Diskurssemantik, also zum Inhalt von Diskursen. Die Ausrichtung des Diskursbegriffs damals war sehr stark inhaltlich geprägt, also auch was du sagst: »Diskurs über«, war damals ein großes Thema, da konnte man auch Korpora analysieren, wie große Mengen von Texten bei einem Thema zusammen wirken. Das hat bis heute den linguistischen Diskursbegriff sehr stark geprägt und es ist gegenwärtig meines Erachtens zum Teil ein Problem, dass zumeist eher thematisch ein Untersuchungsgegenstand ausgewählt wird, der einen interessiert, und anschließend nichts mehr folgt, was wohl auch an der theoretischen Einbettung liegen kann. Für mich war das insofern tatsächlich ein wichtiger Punkt, weil ich selbst auch Textlinguistik und Gesprächslinguistik gemacht und da auch verschiedene Projekte durchgeführt und bei der Verbindung von Wissenschaftsdiskursen und nichtwissenschaftlichen Diskursen (also Öffentlichkeit, Populärwissenschaft und so weiter) gemerkt habe, dass sich die Übergänge und Verknüpfungen vor allem diskurslinguistisch sehr gut erfassen lassen. Man bekam plötzlich auch ganz andere Objekte in den Griff. Ein Beispiel dafür ist, wie die klassische Stadtkommunikation betrieben wurde: man machte einfach Aufnahmen in bestimmten Gebieten und versuchte, Strukturen herauszuarbeiten. Da gab es ein großes ethnographisches Projekt vom IDS, das erste über die Stadt Mannheim, das in mehreren Bänden veröffentlicht wurde (vgl. Kallmeyer 1995). Wenn man jetzt aber mit dem Diskurskonzept herangeht, dann hat man auf einmal den gesamten Diskurs und dieser geht durch alle Stadtteile. Es gibt eben keine abgetrennten Stadtteile, der Diskurs zieht sich überall durch alle Schichten. Man erkennt erstmals vollständige Verbindungen. Das habe ich am Beispiel der Stadt Trier und der Luft-Schadstoff-Debatte, bei der man alle Beteiligten im Boot hatte, zeigen wollen (Liebert 2004). Man hat plötzlich eine Vielzahl von Akteuren heterogener Art, die aber alle in irgendeiner Weise zusammenhängen und diese Zusammenhänge können aufgezeigt werden. Das war für mich in der Tat ein ganz wichtiger Punkt, bei dem der Diskursbegriff in der Linguistik einen entscheidenden Fortschritt darstellte.

Reiner Keller: Wir sollten später nochmals darüber reden, ob das nicht den Boden der Linguistik verlässt.

Wolf-Andreas Liebert: Das kann gut sein, das ist zum Teil auch ein Problem: ist das noch Linguistik? Deshalb habe ich gedacht, man nimmt den Begriff der Diskurslinguistik, der hat sich mittlerweile etabliert, es gibt eine Diskurslinguistik, die sich damit beschäftigt und damit ist das gewissermaßen gerechtfertigt.

Reiner Keller: Ok. Werner Schneider hat ja schon für die Soziologie gesprochen, und ich will das etwas komplettieren. Als ich in den 1980er in Bamberg studiert habe, war der Diskursbegriff mit Jürgen Habermas, der Diskursethik und der Theorie des kommunika-

tiven Handelns besetzt (Habermas 1981). Foucault war gewissermaßen auf das Gefängnis, die Disziplinargesellschaft und das Panoptikum reduziert (Foucault 1977), damit haben sich einige kritische Leute auseinandergesetzt und ansonsten war es im damaligen Kontext eher der Duktus – wie die Diskussion von den Frankfurtern sehr stark ausging –, dass Foucault ein Autor sei, mit dem man sich im Grunde nicht beschäftigen brauchte oder sogar sollte (vgl. Habermas 1986). Und entsprechend wenig Platz hatte dieser auch im Soziologiestudium, zumindest an einer Universität wie Bamberg, obwohl es schon die ein oder andere Seminarsitzung gab, in der vor allem »Überwachen und Strafen« behandelt wurde – was vielleicht in Berlin (oder bei einigen wenigen von uns) anders gewesen sein mag. Von daher hatte ich im Grunde nicht sehr viel damit zu tun. Womit ich mich jedoch im Studium intensiver beschäftigt hatte, war die Wissenssoziologie in der Berger/Luckmann-Tradition, verbunden mit einer starken Perspektive auf qualitative bzw. interpretative Sozialforschung. Das war dort zum Teil vertreten. Und andererseits natürlich Ulrich Becks weit ausholende Gegenwartsdiagnose der Risikogesellschaft (Beck 1986). Dazu kam noch ein Faible für französische Soziologie. Ich habe dann im Grunde durch einen Zufall, biographische Karrierewege oder wie auch immer, am Anfang der 1990er Jahre in einem Projektzusammenhang bei der Münchener Projektgruppe für Sozialforschung gearbeitet. Das war ein kleineres Institut, welches sich aus selbsteingeworbenen Mitteln finanziert und Grundlagenforschung betrieben hat. Dort war ich zunächst in einem Projekt über Psychotherapieerfahrungen, das mit dem Deutungsmusterbegriff gearbeitet hat. Es ging auch um Fragen der Wissensverwendung und im Hinblick auf die Therapien natürlich auch um Foucaultsche Themen. Das lief dann aber aus. Und gleichzeitig begann ein anderes Projekt, so um 1992. Darin wurde hauptsächlich von Klaus Eder und Karl Werner Brand eine Untersuchung über ökologische Kommunikation in Deutschland und Europa vorangetrieben (Brand/Eder/Poferl 1997). Dabei war Ökologische Kommunikation nicht an Luhmann (1986) angelehnt, vielmehr bezog sich der Begriff allgemein auf die Umweltberichterstattung in den Massenmedien und das Projekt befasste sich mit den Fragen nach den Konjunkturen der Berichterstattung in Deutschland, die sich in den vergangenen zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren rekonstruieren lassen. Ebenso wurde nach den beteiligten Akteure gefragt und danach, welche Rahmungen – das war ein Begriff, der da eine wichtige Rolle spielte – auftreten, warum sich diese verändern, wie und vor allem auch warum das in Europa so unterschiedlich ist? Also in Frankreich ganz anders als in England oder Italien; die Themen sind anders, die Präsenz des Umweltthemas ist unterschiedlich. Und dieses Projekt hat mit dem Diskursbegriff gearbeitet bzw. mit einer bestimmten Variante, die aus den USA von William Gamson und anderen, die aus der Tradition des Symbolischen Interaktionismus kommen, übernommen wurde – eine soziologische Tradition, die schon länger öffentliche Debatten und Diskurse als *public discourses* untersucht hat. Dabei wurde erforscht, welche Akteure was machen und welche Definitionen diese durchzusetzen versuchen. In diesem Projekt habe ich ein paar Monate auf einer Vertretungsstelle mitgearbeitet, und es war es im Grunde so, dass die Beteiligten dort vorwiegend quantifizierend gearbeitet haben. Es gab auch linguistische Anknüpfungen mit der Idee, dass diese Diskurse, ihre Syntax und Semantik durch ein Kodierprogramm erfasst werden können. Das wurde aber nie realisiert. Ich

kam sowieso eher aus der qualitativen Tradition und hatte immer Bauchschmerzen mit diesem Vorgehen. Und in der amerikanischen Tradition von Gamson wurden solchen Studien auch quantifizierend durchgeführt und dementsprechend erfasst, wie oft welche Deutung in welchem Jahr auftaucht und ähnliches (Gamson/Modigliani 1989). Jürgen Gerhards (1992) in Deutschland arbeitete ebenfalls mit so einer Variante. In diesem Kontext habe ich dann angefangen, bei Karl-Werner Brand an der TU München meine Dissertation zu schreiben. Ich hatte ein Stipendium und promovierte über Mülldebatten in Deutschland und Frankreich und wollte das dezidiert anders machen, das heißt rein qualitativ bzw. als qualitative Fallstudie, und mein Betreuer gab mir alle Freiheiten dazu. In diesem Zusammenhang habe ich angefangen, Berger/Luckmann und Foucault zusammenzudenken bzw. habe ich zumindest mit den Überlegung angefangen, wie das mit bestimmten Traditionen der interpretativen Textbearbeitung in der deutschsprachigen qualitativen Forschung zusammenpassen kann, um das teilweise hier zu verankern, etwa statt von Frame, von Deutungsmuster zu sprechen usw. Ein Ziel bestand aber auch darin, diese Art der Analyse stärker methodologisch-methodisch durchzukomponieren als das in der Foucaultschen Perspektive der Fall gewesen ist (Keller 2009). Und es gab auch in der Grundausrichtung ein paar ähnliche Arbeiten: Maarten Hajer, ein Politikwissenschaftler, der damals auch in München war, arbeitete an seiner Studie über Sauren Regen und ebenfalls entlang der Idee der Verknüpfung von Berger/Luckmann und Foucault, aber ohne dies in besonderem Maße methodologisch-methodisch zu reflektieren, wie dies in den Politikwissenschaften häufig der Fall war (Hajer 1995). Und das war jetzt der Einstieg, mich tatsächlich mehr mit dem Diskursbegriff auseinanderzusetzen. Anschließend, so um 1994 herum, wurde ich von Ronald Hitzler und Anne Honer gebeten, einen Artikel über die Diskursforschung für ihr Buch über sozialwissenschaftliche Hermeneutik zu schreiben (Keller 1997). Dazu musste ich einiges Querbeet lesen, der Beitrag war 1995 fertig und das war dann auch der Zeitpunkt, an dem ich beschlossen hatte, mich später intensiver mit der Thematik zu befassen. In den Folgejahren habe ich aber zuerst die Dissertation fertig geschrieben und auch versucht, das ein oder andere Forschungsprojekt mit Diskursbezügen auf den Weg zu bringen. 1997 wechselte ich an die Universität Augsburg und um die Zeit herum haben wir (Werner Schneider, Willy Viehöver und Andreas Hirseland, der heute nicht hier ist) uns – das gehört ja auch dazu – nach und nach als Gruppe oder als Personen kennen gelernt und gemerkt, dass wir alle in irgendeiner Form mit dem Diskursbegriff arbeiten. Und in der Soziologie gab es im Grunde außerhalb der interaktionistischen Tradition, wie Stellenweise bei Hubert Knoblauch, soweit ich das in Erinnerung habe, nichts dazu (Knoblauch 1995). Wir haben dann angefangen, uns regelmäßig zu treffen und Texte von anderen zu diskutieren, zum Teil auch unsere eigenen Arbeiten. In der Folge – und nach der Fertigstellung der Dissertation im Jahre 1997 – haben wir diesen Arbeitskreis gegründet, zu dem übrigens auch Alexandra Obermeier gehörten, die später leider ausgestiegen ist, und auch Angelika Pofperl. Wir haben so ab Ende der 1990er in Augsburg die ersten großen interdisziplinären Tagungen zum Diskursbegriff veranstaltet, mit immer weit über hundert TeilnehmerInnen, wir hatten wohl ein Fass angestochen. Daraus sind dann die Handbücher hervorgegangen, mit der Idee, unterschiedliche Perspektiven und Analysen der Diskursforschung syste-

matisch nebeneinander zu stellen und das Unternehmen zu konsolidieren (Keller/Hirse-land/Schneider/Viehöver 2011a, 2011b). Ich hatte dann die Idee, daran einen kleinen Einführungsband anzuschließen, habe versucht, mich kreuz und quer durch die Disziplinen zu lesen, also auch in die Linguistik hinein, in die Geschichtswissenschaft, in die Politikwissenschaft, – und bin dann in dem Zusammenhang zufällig auf Achim gestoßen, der ein paar Türen weitersaß und das gerade für die Geschichtswissenschaft machte (Landwehr 2001) – und dann meine Habilitation zu nutzen um meine eigene Perspektive retrospektiv aus meiner Dissertation heraus als Wissenssoziologische Diskursanalyse auszuarbeiten. Daraus ist dann eben das Buch entstanden (Keller 2005), das war etwa 2003 fertig, den Begriff und die Grundideen hatte ich erstmals Ende der 1990er auf einer unserer Tagungen benutzt.

Willy Viehöver: Reiner hat zum Teil auch schon meine Diskursgeschichte erzählt, also gehe ich an die Punkte zurück, an denen es Unterschiede gibt. Diese liegen gleich am Anfang; auch ich habe in den achtziger Jahren studiert, und mir ungefähr ab Mitte der achtziger Jahre Gedanken über die Magisterarbeit gemacht. In diesem Zusammenhang sind die beiden ersten Zugänge zur Diskursanalyse über Begriffe, denen ich im Grunde treu geblieben bin, erfolgt. Dies waren die Begriffe Mythos, Geschichte und Erzählung, die ich oft synonym gebrauchte, auch wenn man deren Bedeutungsgehalt durchaus differenzieren kann. Anders als Lyotard würde ich sagen, dass auch moderne Gesellschaften weiterhin ihre großen Mythen und Erzählungen haben. Bestenfalls verhält es sich so, dass es beim Mythos immer um Gründungsereignisse geht, wenn ich hingegen von Narrationen rede, geht es mir, und hier folge ich Paul Ricoeur (2005), nicht nur um die Erfahrungsräume, die durch erzählerische Plot konstituiert werden, sondern durchaus auch um die Schaffung von etwas anderem, wie z.B. von neuen *Erwartungshorizonten*, um einen Begriff von Koselleck aufzunehmen. Mich hat im Studium zunächst die Frage beschäftigt, wie es dazu kam, dass im Laufe der achtziger Jahre die Lebensschützer in der Abtreibungsdiskussion zunehmend die Diskurse dominierten. Der Zugang zur Diskursanalyse erfolgte bei mir jedoch nicht hauptsächlich über die ›Konstanzer‹, also nicht über Berger/Luckmann, sondern eher über die Ethnologen. Grundlegend dafür waren Lévi-Strauss, Roland Barthes, Marshall Sahlins aber eben auch Mary Douglas. Und als ich Lévi-Strauss (1977) gelesen habe, fiel mir auf, dass da Stellen waren, wo dieser nur über die kalten Gesellschaften schrieb, die angeblich ohne Geschichte waren, was ich bezweifelte. Auch bei Lyotard, der davon sprach, dass die Zeit der großen Erzählungen zu Ende sei, war das ähnlich. Ich habe dies nicht so gesehen. Ich denke, dass der Mensch grundlegend, und dem Credo bleibe ich bis heute treu, ein Geschichtenerzähler ist. Daher muss man die Geschichten und Mythen in den eigenen Gesellschaften rekonstruieren. Ich habe das aber auch immer zugleich unter dem Aspekt betrachtet, dass es auf irgendeine Art und Weise auch körperliche Systeme der Symbolbildung (Douglas 1981) gibt. Und auch wenn ich das zu Beginn nicht unbedingt bewusst reflektiert habe, war das mein Anknüpfungspunkt bei der ersten Arbeit, die ich ungefähr so nannte: der Mythos der Frauenbewegung. Womit ich keineswegs sagen wollte, dass es nie eine Frauenbewegung gegeben hätte, sondern dass diese auch einen ganz bestimmten Gründungsmythos erzählte, und

dieser drehte sich eben um den Körper des Ungeborenen und was er symbolisiert. In diesem Sinne war es der Versuch eines diskurs- bzw. narrationstheoretischen Beitrags zur sozialen Bewegungsforschung, die damals en vogue war. Ich habe dann versucht, die Geschichten zu rekonstruieren, die das Ungeborene in seinen verschiedenen Rollen als narrative Figur erlebte, so etwa wie er bei einer bestimmten Gruppierung der Frauenbewegung benannt wurde, nämlich als ein »Parasit«. Abtreibungsmythen habe ich gewissermaßen als eine die kollektive Identität der Bewegung konstituierende Geschichte rekonstruiert, eigentlich müsste man hier im Plural sprechen, denn es gab mehrere Subkulturen der Frauenbewegung, die diese Mythen auf je typische Weise erzählten. Anschließend analysierte ich auch den ›Gegenmythos‹ und dessen spezifische Symbolisierung des Ungeborenen. Damals gab es diese großen Astronautenbilder, woran die Lebensschützer sich in ihrem Versuch orientiert haben, Bilder zu platzieren, bei denen man nur die Nabelschnur sah und sozusagen nichts von der Frau. Insgesamt konnte ich letztlich fünf oder sechs typische Geschichten um das Ungeborene rekonstruieren. Das war der erste Versuch, der vor allem auf einer episodisierenden Einteilung dieser Geschichten beruhte; damals hatte ich Ricoeur noch nicht gelesen und den konfigurativen Aspekt der Geschichten allenfalls indirekt betont. Was mir im Nachhinein dabei auffällt, ist meine stets vorhandene Idee, dass eine Diskursanalyse als eine Mythen- oder Narrationsanalyse immer auch versuchen sollte, mehr zu machen als nur zu beschreiben. In Bezug auf diesen erklärenden Anspruch diskutieren Reiner Keller und ich des Öfteren und sind da vermutlich eher unterschiedlicher Auffassung. Es ist für mich nach wie vor ein ungelöstes Problem, ob das geht oder nicht, aber das war für mich ein erster wesentlicher Ansatzpunkt für meine Überlegungen. Der zweite Zugang zur Diskursanalyse ergab sich dann im Zuge meiner Beschäftigung am europäischen Hochschulinstitut. Das ist deshalb erwähnenswert, weil wir – Reiner Keller und ich – uns damals auch schon kennen lernten. Ich hatte mich zunächst auch mit der Frame Analysis (Gamson, Benford usw.) beschäftigt und kam aber erst durch einen Workshop mit Margaret Somers, die von Klaus Eder ans European University Institute eingeladen wurde, auf neue Ideen. Somers wurde zwar sehr stark kritisiert, als sie von Citizenship, Habermas und dessen damals erst sehr spät ins Englische übersetzte Werk »Strukturwandel der Öffentlichkeit« sprach, aber sie hatte in ihren Vorträgen unter anderem Paul Ricoeur erwähnt und ich hatte die Gelegenheit, mich mit ihr darüber zu unterhalten. Meine daran anschließenden Überlegungen führten dazu, dass ich mein Ph.D. bzw. meine Dissertation nahezu vollständig überarbeitete und mich radikal von der Frame Analysis über die (Wieder-)Einführung des Narrationsbegriffs absetzte. In meiner Dissertation – mit dem für mich immer noch klangvollen Titel der »Wiederverzauberung des sublunaren Raumes« – konnte ich dann analysieren, welche Geschichten in modernen Gesellschaften über den Klimawandel erzählt werden. Ich glaube, dass dies im Grunde auf der Durkheimschen Vorstellung aufbaut, wonach wir nicht nur das Konzept von physikalischer Zeit unterstellen, sondern Durkheim nochmal ernster nehmen und auch die Vorstellungen von Raum und Zeit bzw. des biophysikalischen Raumes als diskursiv konstituiert denken müssen. Ich habe daran anschließend versucht, die Geschichten zu rekonstruieren, die bei der Erklärung des Klimawandels erzählt werden. Durch meine intensive Beschäftigung mit der Historie des Klimadiskurses

habe ich dann auch gemerkt, dass die Klimawissenschaftler ihre eigene Geschichte, die sie heute wieder kennen, vergessen hatten. Das waren also meine ersten beiden Berührungspunkte mit der Diskursforschung und mit unserem Kennenlernen (i.e. Werner Schneider, Andreas Hirseland und Reiner Keller) habe ich dann versucht, den vorher von mir kaum verwendeten Begriff Diskurs mit den Konzepten der Narration, der Erzählung und des Mythos an die Foucaultschen Diskursgeschichten anzukoppeln. Mit wechselndem Erfolg.

Jürgen Spitzmüller: Meine Diskursbiographie fängt bezeichnenderweise nicht in der Germanistik an. Diskursanalyse hat in meinem Germanistikstudium keine Rolle gespielt. Mein Ausgangspunkt in dieser Hinsicht war die Geschichtswissenschaft, mein zweites Hauptfach. Da war vor allem die Frühneuzeitgeschichte immer sehr stark avantgardistisch ausgerichtet: Es gab die Historische Anthropologie, die Nachläufer der Annales-Schule (in Form der Mentalitätengeschichte) und so weiter. Diskursgeschichte wurde dort ebenso diskutiert wie etwa die Wissenssoziologie, wodurch ich Autoren wie Berger/Luckmann, Foucault usw. kennengelernt habe. Neben dieser Beschäftigung im historiographischen Kontext fing ich in der Germanistik an, mich dafür zu interessieren, was man damals »Sprachbewusstseinsgeschichte« oder »Sprachreflexion/Sprachkritik« genannt hat. Ich habe mich dann entschlossen, meine Abschlussarbeit in diesem Kontext zu verorten. Da habe ich mich mit Fragen beschäftigt wie: Wie kommt es, dass es verschiedene Wertzuschreibungen zu sprachlichen Formen gibt? Was bewirken diese? Wie kann man erklären, dass es offenbar soziale Gruppen gibt, die sich gar nicht verständigen können, wenn sie über Sprache sprechen, insbesondere Sprachwissenschaftler und Sprachkritiker, deren »schwieriges Verhältnis« die Linguistik zu der Zeit sehr beschäftigt hat. Linguisten haben sich immer beklagt, dass sie nicht ernst genommen werden, dass ihre Argumente in »der Öffentlichkeit« nicht ankommen und ähnliches. Wenn man die Auseinandersetzungen jedoch genauer in den Blick nimmt, wird sehr schnell klar, dass die Sprachkritiker zwar hören, jedoch nicht akzeptieren, was die Linguisten zu Sprache und Sprachwandel sagen.

Bei meiner Beschäftigung mit diesen Fragen habe ich gemerkt, dass die Theorien, mit denen ich mich in der Geschichtswissenschaft beschäftigt habe, sich sehr gut zur Erklärung des Problems eignen. Die ganze Debatte im Foucaultschen Sinn als »Diskurskonflikt« – oder auch im Fleckschen Sinn als »Denkstilkonflikt« (Fleck 1935\2010) – zu betrachten, erschien mir als plausibelste Möglichkeit, das Thema zu bearbeiten. Ich habe dann angefangen auszuarbeiten, wie diese Theorien in der Linguistik situiert werden könnten, und muss zu meiner Schande gestehen, dass ich erst recht spät festgestellt habe, dass es in der Linguistik schon längst Adaptionen der Diskurstheorie gab! Erst nachdem ich mich durch das halbe Foucaultsche Oeuvre und die diskurstheoretischen Entwürfe anderer Wissenschaftsdisziplinen (wie der Geschichtswissenschaft und der Literaturwissenschaft) durchgearbeitet hatte, bin ich auf Busse, die »Düsseldorfer«, die Kritische Diskursanalyse usw. gestoßen. Nach dem ersten Schreck war das dann natürlich eine enorme Hilfe, da ich dadurch für die Arbeit auf ein Arsenal von ausgearbeiteten Methoden und Musterstudien zurückgreifen konnte, ohne das Rad neu erfinden zu müssen.

In meiner Dissertation (Spitzmüller 2005) habe ich die Frage dann weiterverfolgt. Sie konzentrierte sich auf eine spezifische sprachideologische Debatte, nämlich den damals medial sehr präsenten Diskurs um Anglizismen, wobei eine zentrale Frage wieder war: Wie ist die Kluft zwischen den Sprachwissenschaften und den verschiedenen Diskursgemeinschaften, die sich in den Medien zu dem Thema äußern, zu erklären? Dafür konnte ich dann auf bestehende Konzepte zurückgreifen, auf Andreas' Metapherntheorie (Liebert 1992) und die Metapherntheorie von Lakoff/Johnson (1980), die Lexemanalyse, die Fritz Hermanns und andere ausgearbeitet haben (vgl. bspw. Hermanns 1994), die Topoanalyse von Martin Wengeler (2003) usw. Ich konnte unmittelbar daran anschließen und würde mich deshalb auch als einen »Diskurslinguisten der zweiten Generation« bezeichnen. Während die »erste Generation« mit der Etablierung der Diskurslinguistik und der Ausarbeitung eines sprachwissenschaftlich soliden Diskurskonzepts beschäftigt war, fanden wir, die zweite Generation, sozusagen schon ein gemachtes Nest vor – wir konnten uns an bestehenden Ansätzen orientieren und die vorgeschlagenen Methoden und Konzepte direkt verwenden.

Im Rahmen der Dissertation wurde mir dann auch bewusst, dass ich tatsächlich einer anderen Generation angehöre. Die Schulbildung in der Linguistik war sehr stark, und sie wirkt bis heute nach: Da gab es die »kritische Gemeinde« und die »deskriptive Gemeinde«, und die einen wollten mit den anderen nichts zu tun haben; sie haben sich teilweise heftig bekämpft. Ich habe das inhaltlich nie verstanden, da beide Ansätze in vielen Teilen ähnlich sind, aber auch beide etwas enthalten, was dem jeweils anderen Ansatz fehlt – Stärken, die man zu beider Vorteil kombinieren kann, was ich dann auch versucht habe.

Nach Abschluss der Dissertation fing ich an, mit ein paar Leuten zu diskutieren, wie man das zunehmend »explodierende« Feld der linguistischen Diskursanalyse in den Griff bekommen kann, weil es plötzlich eine immer weniger überschaubare Menge von Zugängen gab. Die Zahl der Arbeiten, die in der einen oder anderen Form sprachwissenschaftliche Diskursanalysen vorgenommen haben, hat enorm zugenommen, dabei wurde methodisch viel experimentiert, und natürlich sind auch die linguistischen Diskurskonzepte zunehmend diffundiert. »Ist das jetzt noch »ein Programm«, haben wir uns gefragt, »oder sind das gänzlich unterschiedene Ansätze, die zwar alle den Anspruch erheben, »wir machen Diskurs«, und die sich vielleicht auf die gleichen Theoretiker (vor allem Foucault) beziehen, aber eben mit sehr unterschiedlichem Ausgang?« Und das ist die Frage, die ich in den letzten Jahren mit Ingo Warnke und anderen versucht habe weiterzuverfolgen: Gibt es die Möglichkeit, eine Methodologiedebatte anzustoßen und zu fragen, was haben wir und was können wir überhaupt? Und ganz wichtig sowohl für uns Linguisten als auch die aktuelle Diskussionsrunde finde ich die bereits angesprochene Frage, wo denn unser Kompetenzbereich als Linguisten aufhört? Also: Wozu können wir was Gescheites sagen, wo sind wir vielleicht auch die, die absolut priorisiert sind, was zu sagen, und wo hört unser Kompetenzbereich auf, wo brauchen wir ganz dringend Hilfe aus anderen Disziplinen? Das sind natürlich sehr graduelle Übergänge, und wir haben ja schon kurz angesprochen, wo die Grenzen der Linguistik vielleicht liegen. Das ist aber natürlich auch nicht pauschal festzumachen, das ist keine eindeutig beantwortbare Frage.

Aber sich etwa die Frage zu vergegenwärtigen, ob wir z.B. den Diskursbegriff ein bisschen stärker linguistisch definieren können, so dass er für Linguisten brauchbar wird, ist schon wichtig – und das hat ja Busse mit seiner Beschäftigung damit, wie mit dem Aussagekonzept umgegangen werden kann, schon früh gemacht (Busse 1987). Damit ist die Frage aber natürlich noch nicht erschöpfend beantwortet. Weiterhin haben wir uns gefragt: Was genau sollten wir eigentlich untersuchen? Sollten wir tatsächlich nur Korpora und nur gedruckte Texte, nur Massenmedien analysieren? Ist es befriedigend, dass alle Leute nur Zeitungstexte untersuchen und dann sagen, das ist »der Diskurs«? Oder ist das nicht vielleicht eine zu starke Verkürzung? Und wenn ja, was erfordert es, wenn wir zum Beispiel auch auf gesprochene Sprache Bezug nehmen wollen? Was heißt das forschungspraktisch, was heißt das methodisch, wenn wir nicht nur Massenmedien analysieren wollen? Und in Bezug auf die Methoden haben wir angefangen, zunächst mal zu sammeln, was wir als Linguisten überhaupt an Methoden haben, dann zu überlegen, welche Aspekte wir mit einzelnen »diskurslinguistischen« Methoden beschreiben, in welchem Bezug die einzelnen Methoden zu Wissen, Diskurs und Epistemen stehen, was sie also zu deren Erkenntnis leisten. In dem Zusammenhang haben wir schließlich auch die Frage gestellt: Wo kommen die Methoden eigentlich her, und sind sie für das, was wir als Diskurslinguisten damit machen wollen, überhaupt geeignet, wenn man sich ihren Entstehungskontext vergegenwärtigt? Oder müssen wir sie zunächst adaptieren, oder vielleicht sogar über Bord werfen? Diese ganze methodologische Diskussion beschäftigt mich zurzeit sehr.⁵ Das ist natürlich auch eine interdisziplinäre Diskussion, in der wir uns als Linguisten, glaube ich, ganz dringend mit anderen Fächern austauschen müssen.

Landwehr: Bevor ich loslege, wollte ich als Frühneuzeitler nochmal nachfragen, weil Du die Frühneuzeitler so gelobt hast: Wann hast du bei wem studiert? Nicht, dass sich unsere Aussagen widersprechen... (lacht)

Spitzmüller: In den Neunzigerjahren in Freiburg vor allem bei Wolfgang Reinhardt und seinem damaligen Assistenten Peter Burschel.

Achim Landwehr: Dann haben wir gewissermaßen parallele Biographien, weil ich auch Frühe Neuzeit studiert habe, auch bei Reinhard, Burschel und anderen. In gewisser Weise kann ich in der Tat an das, was du gesagt hast, anknüpfen, und in anderer Hinsicht gibt es dann sicherlich Unterschiede.

Mein Studium in der ersten Hälfte der Neunziger war nicht geprägt von Foucault oder Diskursfragen. Das kam im Studium in der Form im Grunde nicht vor, eher in indirekter Weise, wie Du schon angesprochen hast, über die Historische Anthropologie zum Beispiel. Aber wie ich auf dieses Thema, auf diese Autoren, auf die Texte, auf die Ideen gekommen bin, das hing sicherlich wie auch bei vielen anderen zum einen mit biographischen Zufällen, institutionellen Anbindungen, die man jetzt gerade hat oder nicht hat,

5 Vgl. für Ergebnisse dieser Beschäftigung Warnke/Spitzmüller (2008) und Spitzmüller/Warnke (2011).

zusammen, und zum anderen mit persönlichen Interessen, die dann in einem mehr oder weniger glücklichen Fall gerade passfähig gemacht worden sind. Also wie gesagt, während des Studiums spielte das für mich nicht so eine großartige Rolle, ich habe auch nicht explizit danach gesucht. Es gab sicherlich in der historischen Diskussion schon in den Achtzigern und frühen Neunzigern einige Autoren, die sich positiv darauf bezogen haben. Die hatten aber wohl eine dissidente Position; das kann man auch ganz handfest machen, weil das zum Teil Leute sind, die es dann ganz einfach nicht in den Betrieb geschafft haben, die sind dann in irgendwelchen Forschungsinstituten auf Mitarbeiterstellen hängen geblieben und haben den Sprung zur Professur nie geschafft, und ich glaube, das ist kein Zufall. Und es gab eine ganze Menge Leute, die sich auf Diskurs, Foucault, et cetera in negativer, abgrenzender Weise bezogen haben. Also da, wie auch in anderen Fächern, gab es und gibt es zum Teil immer noch eine etwas harsche Debatte. Allerdings klingt die jetzt wirklich langsam aus, das ist auch ein Generationenphänomen. In den Achtziger- und auch noch Neunzigerjahren ist das zum Teil auch ideologisch betoniert geführt worden. Und da war es sicherlich nicht ganz einfach, innerhalb der Geschichtswissenschaften Zugang zu solchen theoretischen Debatten und Überlegungen zu finden. Bei mir kam das auch eher über die Berger/Luckmann-Schiene. Im Rahmen der Magisterarbeit habe ich mich mit irischer Geschichte des 16./17. Jahrhunderts beschäftigt. Ich meinte, das teilweise theoretisch unterfüttern zu müssen, einfach auch deswegen, weil es mich interessiert hat. Ich weiß ehrlich gesagt nicht mehr, wie oder wieso ich dann Berger/Luckmann in die Hand bekommen habe, aber das war tatsächlich ein ›Augenöffner‹ für mich. Und da passte und fügte sich einiges zusammen und funktionierte wunderbar für meine Arbeit, womit sich gewissermaßen ein ›Schleusentor‹ geöffnet hat. Dann kam tatsächlich der biographische Zufall dazu, beziehungsweise die richtige institutionelle Anbindung: Für die Dissertation hatte ich eine Doktorandenstelle am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte. Die Juristen sind jetzt Mitte der Neunziger sicherlich auch kein Laden gewesen, wo alle auf Foucault aufgesprungen wären, aber gerade an diesem Institut mit viel Freiraum, den man da zum Arbeiten und Forschen hatte, gab es sehr viele Leute, die sich mit allen möglichen theoretischen Texten herumgeschlagen haben. Das ging los bei Heidegger, da wurden auch alle Philosophen durchdekliniert, und weiter: Bourdieu, Foucault, Lyotard, alles! Das wimmelte wirklich nur so. Und da gab es ein sehr aufgeregtes und spannendes Diskussionsfeld, und da bin ich recht intensiv mit den Themen in Kontakt gekommen, also wesentlich intensiver, als ich das ansonsten im normalen Universitätsbetrieb gekommen wäre. Und das war sicherlich eine sehr gute Schule. Für die Doktorarbeit selbst habe ich das noch nicht so sehr in Anschlag gebracht. Das lief zunächst noch parallel; die Doktorarbeit hatte damit tatsächlich noch nicht so viel zu tun bzw. ich habe mich methodisch noch nicht in dem Maße darauf eingelassen. Das lief also noch parallel – die theoretischen Diskussionen im Biergarten und die Abfassung der Doktorarbeit. Mir schien es dann relativ schnell wichtig, gerade angesichts einer gewissen, immer noch vorherrschenden Antihaltung gegenüber ›den Franzosen‹, wie es dann sehr häufig und diffamierend in solchen historischen Diskussionen hieß, klar zu machen, dass man mit ›diesen Franzosen‹, mit diesen Theoretikern unterschiedlicher Couleur, auch historisch-empirisch eine ganze Menge anfangen kann; dass das nicht nur verquaste

theoretische Texte sind, die uns nicht zu sagen haben, weil wir Historiker ja angeblich nur Quellen lesen und nur wissen wollen, wie es früher gewesen ist, und wie auch immer sonst solche typischen Reden beschaffen sind; ich wollte vielmehr zeigen, dass uns das auch für den historischen Zusammenhang enorm viel helfen kann. Und von daher der Impetus und das – im Nachhinein muss ich sagen – fast schon wahnwitzige Unterfangen, mal zu sagen: »Jetzt zeig ich euch mal, wie man das macht«. Dann kam das Angebot für eine neue Einführungsreihe – da könnte man doch mal was machen zur Historischen Diskursanalyse – und dann hab ich mich hingesetzt und was dazu geschrieben. Das scheint einen gewissen Nerv getroffen zu haben, weil es zumindest einige Leute interessiert hat und sich auch die Verlage immer zufrieden gezeigt haben im Hinblick auf Absatzzahlen – anscheinend bis heute. Das hat offensichtlich funktioniert. Im Rahmen der Habilitation ging es anschließend um venezianische Geschichte in der Frühen Neuzeit und da habe ich das erste Mal versucht, das im Rahmen einer größeren Arbeit durchzuführen. Und inzwischen kann man auch gewiss feststellen – das ist tatsächlich auch ein generationelles Phänomen – das sich diese betonierte Antihaltung aufgelöst hat bzw. in vereinzelte ›Altherren-Club-Debatten‹ diffundiert ist. Das spielt sicher keine große Rolle mehr, es gibt zwar immer noch bisweilen ein paar Ausfälle, aber die werden eher als parodistische Ausrutscher wahrgenommen. Ansonsten muss man feststellen, oder kann man und darf man feststellen – je nachdem wie man das einschätzen möchte –, dass es für eine Gruppe jüngerer Historikerinnen und Historiker inzwischen selbstverständlich ist, mit solchen Texten und mit Diskursbegriffen zu hantieren – was Fluch und Segen gleichzeitig ist. Fluch insofern, als es in der Tat schwierig ist festzumachen, wo unsere methodologischen Fähigkeiten und Kompetenzen liegen, bei denen wir tatsächlich was liefern können und auch mehr liefern wollen, und wo es beliebig und der Begriff Diskurs in der Tat zu einem Label wird, das aufgeklebt wird, ohne dass damit die Inhalte verbunden werden, von denen wir uns wünschen, dass sie damit in Zusammenhang gebracht werden. Sicher ist das hinsichtlich der Wahrnehmung von Diskurstheorie eine Erfolgsgeschichte, aber auch eine Erfolgsgeschichte mit den negativen Erscheinungen, die damit einhergehen.

Spitzmüller: Mir ist noch was eingefallen, bei dem, was du erzählt hast. Einer der Gutachter meiner Dissertation, ein bekannter Korpus- und Soziolinguist, hat zu mir gesagt: Das war wirklich eine sehr interessante Arbeit, aber wenn Sie sich habilitieren wollen, dann machen Sie doch dann besser etwas Linguistisches – ganz offensichtlich ein gut gemeinter Rat. Das gibt es also schon noch. Aber es gibt eben auch eine ganz starke Gegenbewegung, die darin besteht, dass jetzt alle ›Diskurs machen‹, auch wenn sie im Grunde textlinguistisch arbeiten.

Landwehr: Ja. Solche Geschichten kann wahrscheinlich jeder von uns erzählen. Eine für mich auch sehr eindrückliche Begegnung war eben an diesem Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt, da haben wir dann eben zwischendurch auch Wochenenden veranstaltet und 500 Seiten Foucault, Bourdieu, Lyotard und andere durchgearbeitet, auch mit dem Leitungsgremium – da gab es so ein Graduiertenkolleg

mit dem professoralen Leitungsgremium, alles Juristen –, haben uns zusammengesetzt und die Köpfe heiß geredet, und das war gut, hat Spaß gemacht, war intensiv, und man hat was gelernt, und Luhmann und alles, was nicht bei drei auf den Bäumen war, war auch dabei. Ein für mich sehr eindrückliches Erlebnis war dabei folgendes: Nachdem wir dann tatsächlich zwei Tage da saßen und intensiv diskutiert hatten, und sich selbst die Professoren, die sich von Haus aus nicht dafür interessierten, darauf eingelassen haben, kam einer der Professoren auf mich zu und sagte: »Ja, also, wissen sie Herr Landwehr, das war wirklich interessant, aber eigentlich lese ich ja Quellen, das brauch ich ja alles gar nicht«. Und ich dachte mir: Warum reden wir denn zwei Tage hier, nur damit dieser Mensch mir jetzt nach zwei Tagen sagen kann: »Eigentlich brauch ich es ja nicht, ich lese ja Quellen!«.

Liebert: Ich kann da auch noch eine Anekdote erzählen!

Landwehr: Eine kleine Anekdotenrunde!

Liebert: Am Ende des Habilitationsverfahrens habe ich meine Antrittsvorlesung gehalten über die Luft-Schadstoffdebatte in der Stadt Trier. Und danach kam einer der Mitguter auf mich zu und sagte: »Ja, was Sie gemacht haben, ist die Linguistik des 21. Jahrhunderts«, da habe ich gedacht: »Ja toll!« und so etwas in der Art, und anschließend kam aber noch ein anderer auf mich zu und sagte: »Was der meint ist, das ist völliger Kappes, was du gemacht hast!«.

(Aufbrausende Heiterkeit)

--- Ende Teil 1---

Literatur

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brand, K.-W./Eder, K./Pofel A. (Hrsg.) (1997): Ökologische Kommunikation in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bührmann, A./Schneider, W. (2012): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: transcript.
- Busse, D. (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Debus, F./Kallmeyer, W./Stickel, G.(Hrsg.) (1994): Kommunikation in der Stadt, Band 4. Berlin und New York: de Gruyter.
- Douglas, M. (1981): Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien zur Industriegesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Eder, F. (Hrsg.) (2006): *Historische Diskursanalysen: Genealogie, Theorie, Anwendungen*. Wiesbaden: VS.
- Eder, F./Kühschelm, O./Linsboth, C. (2014): *Bilder in historischen Diskursen*. Wiesbaden: VS.
- Fleck, L. (1935\2010): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1977): *Überwachen und Strafen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989a): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit, Band 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989b): *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit, Band 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989c): *Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit, Band 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gamson, W. A./Modigliani, A. (1989): *Media discourse and public opinion on nuclear power: a constructionist approach*. In: *American Journal of Sociology* 95, S. 1–37.
- Gerhards, J. (1992): *Dimensionen und Strategien öffentlicher Diskurse*. In: *Journal für Sozialforschung* 3/4, S. 307–318.
- Habermas, J. (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns, Band 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1986): *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hajer, M. A. (1995): *The Politics of Environmental Discourse – Ecological Modernization and the Policy Process*. Oxford: Clarendon Press.
- Hermanns, F. (1994): *Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zu Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen »politischen Semantik«*. Heidelberg: Universitätsverlag.
- Hymes, D. (1962): *The ethnography of speaking*. In: Gladwin, T. v./Sturtevant, W.C. (Hrsg.): *Anthropology and human behavior*. Washington D.C.: The Anthropological Society of Washington, S. 13–53.
- Kallmeyer, W. (Hrsg.) (1995): *Kommunikation in der Stadt. Teil 2: Ethographien von Mannheimer Stadtteilen*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Keller, R. (1994): *Verstreute Expertisen. Psychologisches Wissen und Biographiekonstruktion*. In: Hitzler, R./Honer, A./Maeder, C. (Hrsg.): *Expertenwissen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 62–73.
- Keller, R. (1997): *Diskursanalyse*. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske und Budrich, S. 309–335.
- Keller, R. (2005): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (1998\2009): *Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2011): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen, 4. Auflage*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2001\2011a): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden, 3. erweiterte Auflage*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2003\2011b): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis, 4. Auflage*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Viehöver, W./Schneider, W. (Hrsg.) (2012): *Diskurs – Macht – Subjekt: Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS.
- Knoblauch, H. (1995): *Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*. Berlin: de Gruyter.
- Lakoff, G./Johnson, M. (1980): *Metaphors we live by*. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Landwehr, A. (2001): *Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse*. Tübingen: edition diskord.
- Landwehr, A. (2008): *Historische Diskursanalyse*. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Lévi-Strauss, C. (1977): *Strukturelle Anthropologie I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Liebert, W.-A. (1992): *Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache. Kognitive Linguistik und die Perspektiven einer Kognitiven Lexikographie*. Frankfurt am Main: Lang.

- Liebert, W.-A. (2004): Diskursdynamik in der Risikokommunikation. Eine diskurslinguistische Untersuchung der Trierer Luftschadstoff-Debatte. In: Deutsche Sprache 32(2), S. 137–161.
- Liebert, W.-A. (2009): Mit Bezug auf Sprache. Tübingen: Günter Narr Verlag.
- Liebert, W.-A./Neuhaus, S./Paulus, D./Schaffers, U. (Hrsg.)(2014): Künstliche Menschen. Transgressionen zwischen Körper, Kultur und Technik. Königshausen & Neumann.
- Liebert, W.-A./Geideck, S. (Hrsg.)(2003): Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern. Berlin und New York: de Gruyter.
- Liebert, W.-A./Weitze, M.-D. (Hrsg.)(2006): Kontroversen als Schlüssel zur Wissenschaft? Wissenskulturen in sprachlicher Interaktion. Bielefeld: transcript.
- Luhmann, N. (1986): Ökologische Kommunikation. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mutz, G./Kühnlein, I. (1996): Psychotherapie als Transformationsprozeß. Expertenwissen im Alltagshandeln ehemaliger Klienten. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ricœur, P. (2005): Vom Text zur Person. Hamburg: Meiner.
- Schneider, W.: (1999): »So tot wie nötig – so lebendig wie möglich!« Sterben und Tod in der fortgeschrittenen Moderne. Eine Diskursanalyse der öffentlichen Diskussion um den Hirntod in Deutschland. Münster: Lit-Verlag.
- Spitzmüller, J. (2005): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption. Berlin und New York: de Gruyter.
- Spitzmüller, J./Warnke I. (2011): Diskurs-Linguistik. Berlin: de Gruyter.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Viehöver, W./Keller, R./Schneider, W. (Hrsg.) (2013): Diskurs · Sprache · Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS.
- Warnke, I./Spitzmüller, J. (2008): Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: Warnke, I./Spitzmüller, J. (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin und New York: de Gruyter, S. 3–54.
- Wengeler, M.(2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen: Niemeyer.

Angaben zu den Teilnehmer der Diskussion

Reiner Keller studierte Soziologie an den Universitäten Saarbrücken, Rennes (F) und Bamberg. 1997 wurde er an der TU München promoviert; 2004 an der Universität Augsburg mit der Arbeit zur Wissenssoziologischen Diskursanalyse habilitiert. Er ist Inhaber des Lehrstuhls für Soziologie an der Universität Augsburg.

Achim Landwehr studierte von 1990 bis 1995 Geschichte, Germanistik und Rechtsgeschichte an den Universitäten in Augsburg, Freiburg, Basel und Dublin. 1999 wurde er an der Universität Freiburg im Fach Geschichte promoviert. Seit April 2008 ist er Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Wolf-Andreas Liebert, von 1981 bis 1988 Studium der Germanistischen Linguistik und der Politischen Wissenschaft an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. 1991 wurde er an der Universität Heidelberg im Bereich Germanistischer Linguistik mit zweitem Hauptfach Politische Wissenschaft promoviert. Seit 2002 Universitätsprofessor an der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz.

Werner Schneider studierte Soziologie und Pädagogik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1993 wurde er am dortigen Institut für Soziologie promoviert; seit 2003/04 Professor für Soziologie unter Berücksichtigung der Sozialkunde an der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Augsburg

Jürgen Spitzmüller studierte von 1994 bis 2000 Germanistik und Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. 2004 wurde er an der dortigen philologischen Fakultät promoviert. Von 2003 bis 2007 Assistent am Deutschen Seminar der Universität Zürich. August 2014, Ruf auf die Universitätsprofessur für Angewandte Sprachwissenschaft am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien (angenommen zum 1. März 2015).

Willy Viehöver ist Dr. (Ph.D.) der Politik- und Gesellschaftswissenschaften; er studierte Soziologie, Psychologie und Pädagogik an der Heinrich-Heine-Universität zu Düsseldorf, promovierte am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz über Klimadiskurse und ist seit 1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Augsburg.